



Der Autor und Autist Dietmar Zöller lebt in Stetten auf den Fildern. Von da hat er es nicht weit zum Flughafen, schließlich verreis er gern

Foto: Uli Reinhardt

Reisen in eine andere Welt

Der Autist Dietmar Zöller schreibt Bücher über seine Fahrten und sein Innenleben

Wie ein Reißverschluss ziehen sich die halb verwehten Fußspuren die Düne hinauf. Auf halber Höhe sitzen zwei vermummte Gestalten im Sand: Dietmar Zöller (36) und seine Mutter Marlies in der Wüste Gobi. Das vergrößerte Foto hängt über Zöllers Bett. In Jeans und Pulli sitzt er darauf. Er steht mechanisch auf, gibt schweigend die schmale Hand, ohne Druck. Seine hellblauen Augen fixieren dabei den Teppichboden. Mühsam kommen einzelne Laute über seine Lippen, Silbe um Silbe. Sein Gesicht ist dabei ernst und angespannt. „Er sagt, dass er sich freut, dass du gekommen bist.“ Marlies Zöller versteht ihren Sohn – als Einzige.

Dietmar Zöllers Lieblingsplatz ist das Bett in seinem Zimmer unterm Dach. Am Fußende ist ein Holzregal aufgebaut, in dem vier Reihen Reisebücher stehen. Über die Mongolei, Grönland, Island, Namibia. Ein Buchtitel heißt: „Ich gebe nicht auf – Aufzeichnungen und Briefe eines jungen Mannes, der versucht, sich die Welt zu öffnen“. Der Autor, Dietmar Zöller, ist Autist und hat doch die halbe Welt bereist. Sechs Bücher hat er in den vergangenen 17 Jahren geschrieben – Erfahrungsberichte aus einer anderen, aus seiner Welt. Der schmale Mann lebt bei seinen Eltern in Stetten auf den Fildern. Das Reihenhaus steht am Hang. Vom Balkon sieht man hinüber zum Flughafen. Zöller hebt die Hand. „Im Herbst fliegen wir nach Usbekistan“, sagt er, sagt seine Mutter.

Das erste Mal traf ich Dietmar Zöller in der Ankunftshalle des Flughafens Wind-

hoek in Namibia. Vater Klaus Zöller trug das Gepäck. Marlies Zöller zog ihren erwachsenen Sohn resolut an der Hand hinter sich her. Der schaute dabei unsicher auf den Boden. „Die Situation auf Flughäfen ist äußerst verwirrend für einen Menschen wie mich“, schrieb er später in seinem Reisebericht. Geboren wurde Zöller auf Sumatra in Indonesien. Sein Vater arbeitete dort als

Unterwegs zu sein ist eine Herausforderung

Missionspfarrer. Dreieinhalb Jahre, in denen die Familie eine andere Welt kennen lernte und dabei die Reiselust entdeckte. Unterwegs zu sein ist für Zöller eine Herausforderung. „Dass Autisten reisen, ist außergewöhnlich, da sie stark ritualisierte Abläufe brauchen. Ein verspäteter Bus kann sie aus der Fassung bringen“, sagt Matthias Dose, Psychiater und Ärztlicher Direktor am Bezirkskrankenhaus Taufkirchen.

In den ersten zwei Monaten seines Lebens war Dietmar Zöller ein gesundes Kind, dann bekam er Fieber und Schüttelkrämpfe. Mit Verdacht auf Malaria wurde er in das kleine Krankenhaus auf Sumatra gebracht und erfolgreich behandelt. Doch zwei Monate später kam das Fieber zurück. Der Arzt spritzte das Malariamittel Resochin, eine Erwachsenenendosis – aus Versehen. Der kleine Junge bekam einen Atem-Kreislauf-Stillstand und musste wieder belebt werden. Die Zöllers reisten mit ihren drei Kindern zurück nach Deutschland, um

ihren Jüngsten besser behandeln zu lassen. Doch die Diagnose, die die Ärzte stellten, war wenig hoffnungsfroh: Autismus und Epilepsie, jedoch bei normaler Intelligenz. „Die Diagnose Autismus wird ausschließlich nach beobachtetem Verhalten gestellt“, sagt Psychiater Dose. Hier zu Lande gibt es laut dem Bundesverband Autismus Deutschland unter 10 000 Geburten etwa 20 bis 25 Fälle von Autismus.

Als der Sohn drei ist, macht Marlies Zöller die erste Entwicklungstherapie mit ihm. Mühsam lernt er, erste Wörter zu verstehen. Als er sechs ist, kommt ein Sonderschullehrer ins Haus. Mit ihm spricht er zum ersten Mal. „Sprechen fällt ihm deshalb so schwer, weil er seinen Körper kaum spürt. Das ist wie beim Zahnarzt, wenn man örtlich betäubt wird“, sagt Marlies Zöller. Nach zwei Jahren Einzelunterricht kommt der Junge auf eine Schule für Körperbehinderte. Und nebenher lernt er in einem Fernkurs bis zum Abitur. Die Prüfung allerdings hat Zöller nie abgelegt, denn ohne fremde Hilfe kann er nicht schreiben. Dennoch schildert er in Tagebuchaufzeichnungen, Briefen, Gedichten und in Reiseberichten seine Wahrnehmungen und gibt Einblicke in sein Leben.

Die Reisegruppe hatte in der Etosha-Pfanne angehalten, einem ausgetrockneten Salzsee im Norden Namibias. An einem Abend tanzten junge Leute vom Stamm der Damara und sangen traditionelle Lieder. Dietmar Zöller läuft weg, sucht nach einem ruhigen Plätzchen, will seine Ruhe. „Ihre schrillen Stimmen haben mich erschreckt. Das konnte ich nicht aushalten und bin

geflüchtet“, schrieb er später. Denn er hört alles gleich laut. Selbst seine eigenen Körpergeräusche: Wie das Blut durch die Adern fließt, der Magen grummelt, das Herz klopf. Viele Autisten haben einen übersteigerten Gehör- und Geruchssinn und können Nebengeräusche nicht filtern.

„Ich liebe das Lagerleben“, diktierte Zöller seinen Eltern damals unter einer Schirmakazie ins Reisetagebuch. Schreiben kann er nur an einem Tisch und mit fremder Hilfe. Seine Mutter berührt ihn dann sachte am Arm, und er beginnt, mit dem Kuli große, krakelige Buchstaben aufs Blatt zu malen. Mittlerweile kann er mit dem Zeigefinger der rechten Hand alleine am Computer tippen, ganz langsam. Gestützte Kommunikation nennt man das in der Fachwelt.

Dietmar Zöller streift mit einem kurzen Blick die Balkontür neben seinem Bett.

Schreiben ist für ihn lebenswichtig

„Schreiben ist für mich lebenswichtig“, sagt er, sagt seine Mutter. Er liegt zusammengekauert in der Ecke seines schmalen Betts, den Zeigefinger nachdenklich am linken Auge. Vor der Iranreise im letzten Herbst hat Dietmar Zöller ein paar Wörter Persisch gelernt. Ob er sich noch daran erinnert, fragt die Mutter. „Chodā hāfez“, sagt er dann. Auf Wiedersehen. *Ellen Köhler*

„Autismus und Alter“, das neue Buch von Dietmar Zöller, erscheint Ende September im Weidler-Verlag

Die doppelte Nulllösung

Seit einigen Wochen belagern sie den Rand von Fußgängerzonen: schwarze Vans, die auf den ersten Blick bedrohlich wirken. Doch dann steigen aus den Lieferwagen schwarz gekleidete, junge, hübsche Damen, die freundlich lächeln und niedlich-bauchig geformte, mit schwarzer Flüssigkeit gefüllte Fläschchen verteilen. So schaut das aus, wenn Coca-Cola ein neues Getränk unter die Leute – oder besser: an den Mann – bringt. Denn die angepeilte Zielgruppe sind Männer zwischen 20 und 29. Doch auch andere scharen sich um die Vans und probieren – weil's ja nix koscht. Coca-Cola Zero heißt die neue Brause, die laut Firmenslogan echten Geschmack ohne Zucker bietet. Moment mal, kennt man das nicht als Cola light? Das schon. Aber light ist ja mittlerweile fast alles: Schokolade, Bier, Mettwurst. Die leichte Cola hat, tut uns light, spätestens seit der Werbung mit dem knackigen Büroboten ihren Ruf als Mädchengetränk weg. Zero jedoch soll männlich und dynamisch wirken – und dem Konzern wohl dabei helfen, eine gewisse Durststrecke zu überbrücken. Denn vor allem die Jüngeren sind mittlerweile auch bei der Konkurrenz auf den Geschmack gekommen. In der Werbung wundert sich ein durchtrainierter Bursche, dass es Cola mit „echtem Geschmack und zero Zucker“ gibt, und fragt sich: Warum dann nicht auch ein super Leben und zero Kehrseiten? Wir wundern uns über den Namen: Zero könnte sich leicht als Null entpuppen. Das wäre dann die doppelte Nulllösung. *ina*

Direkter Blick ins Gehirn

US-Unternehmen wollen Scanner als Lügendetektoren nutzen

Washington Dulles International Airport. Die Sicherheitsbeamten winken einen Mann aus der Warteschlange. „Haben Sie jemals Drogen genommen?“, fragen sie. „Nein“, antwortet der Verdächtige. Doch auf dem Bildschirm erscheint eine Aufnahme seines Gehirns, mehrere Regionen leuchten knallrot. Es sind die Betrugszentren: Der Lügner ist entlarvt.

Das Szenario ist fiktiv, aber es könnte bald Realität werden. Die beiden US-Unternehmen Cephus Corp. in Pepperell (Massachusetts) und No Lie MRI in Philadelphia wollen noch dieses Jahr einen solchen neuartigen Lügendetektor auf den Markt bringen, der direkt ins Gehirn blicken kann. „Wir können derzeit mit einer Sicherheit von gut 90 Prozent sagen, ob jemand lügt“, sagt No-Lie-MRI-Gründer Joel Huizenga. Das wäre eine höhere Quote als bei Tests mit herkömmlichen Lügendetektoren, denn die so genannten Polygrafen decken den Schwindel in nur 70 bis 80 Prozent der Fälle auf. Er ist daher in Deutschland gar nicht und in den USA nur vor den wenigsten Gerichten als Beweismittel zulässig.

Ein Polygraf misst nur äußere Reaktionen wie Angstschweiß, Herzschlag oder Hautwiderstand, die durch den Stress des Lügens hervorgerufen werden. Das Problem: Ein abgebrühter Betrüger kann diese Emotionsausbrüche unterdrücken. Dagegen geht der Hirnscanner direkt an den Ort, an dem der Schwindel entsteht: Im Gehirn lässt sich die Lüge wohl kaum verstecken. „Unsere Testpersonen ist das zumindest gelungen“, sagt Cephus-Geschäftsführer Steven Laken.

Laken ist Biologe und hat mit Forschern von der Universität von South Carolina die bisher größte Studie zur Lügendetektion mit dem Hirnscanner durchgeführt. 61 Personen sollten darüber, ob sie zuvor eine

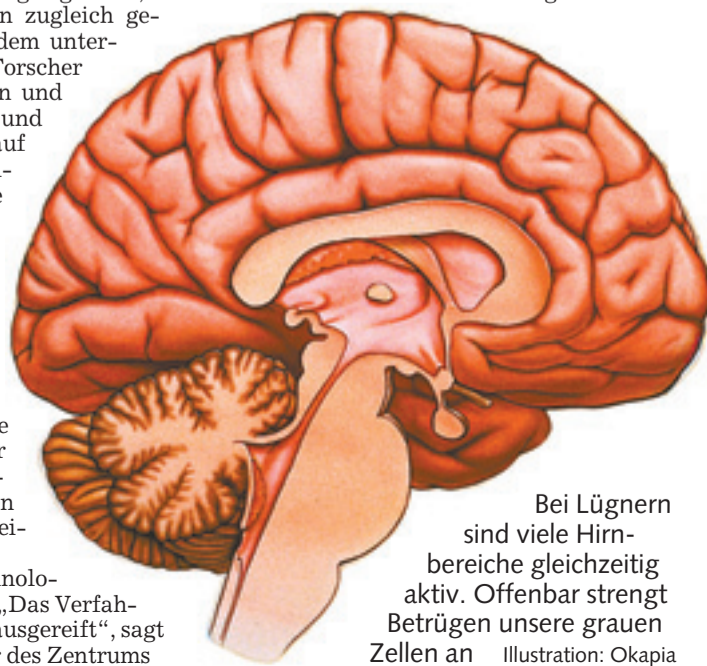
teure Uhr stibitz hatten, die Wahrheit sagen oder lügen. Währenddessen lagen sie in einer schmalen Röhre, die ihr Denkgang durchleuchtet. Funktionelle Magnetresonanztomografie, kurz fMRI, heißt die Technologie, die seit gut zehn Jahren in der Medizin verwendet wird. Das Gerät zeigt die Sauerstoffversorgung des Gehirns und somit, welche Bereiche gerade aktiv sind.

Bei den meisten Lügern zeigte sich tatsächlich ein einheitliches Hirnmuster: Offenbar verlangt der Betrug unseren grauen Zellen mehr Arbeit ab. Es war dabei nicht ein einzelnes Betrugszentrum, sondern ein Netzwerk vieler beteiligter Hirnareale aktiv. Letztlich ist das Schwindeln eben eine komplexe Angelegenheit, Wahrheit und Lüge müssen zugleich gedacht und Erstere zudem unterdrückt werden. Die Forscher haben aus den wahren und falschen Antworten und den Reaktionen darauf Algorithmen entwickelt, die die Lüge herausfischen sollen. Hundertprozentig sicher ist das Verfahren jedoch nicht. Die meisten der insgesamt nur zwölf veröffentlichten Studien zum Thema zeigen eine Fehlerquote von zehn Prozent. „Wir wissen nicht, ob die Gehirne dieser Menschen einfach anders arbeiten“, gibt Laken zu.

Das macht die Technologie besonders brisant. „Das Verfahren ist noch viel zu unausgereift“, sagt Hank Greely, Direktor des Zentrums

für Recht und Biowissenschaften an der Stanford-Universität in Kalifornien. „Dadurch kann das Leben von Unschuldigen zerstört werden.“ Greely fordert deshalb eine generelle gesetzliche Regelung für den Einsatz von Lügendetektoren.

Huizenga und Laken glauben dennoch an ihr Verfahren. Da ein fMRI-Gerät über eine Million Dollar kostet, wollen sie nur den Service verkaufen. An Universitäten und medizinische Zentren sollen Lizenzen vergeben werden. Dort können Verdächtige dann gesamt werden. Die Liste potenzieller Abnehmer ist lang: US-Verteidigungsministerium, Flughafensicherheit, CIA, große Unternehmen. „Sie alle haben Interesse gezeigt“, sagt Huizenga. *Elke Binder*



Bei Lügern sind viele Hirnbereiche gleichzeitig aktiv. Offenbar strengt Betrüger unsere grauen Zellen an *Illustration: Okapia*

DVDS Und Jimmy ging zum Regenbogen Geheimdienstleute sitzen in einem verätzten Büro, sprechen über den geplanten Mord an einem jungen Mann, der eben von Argentinien nach Wien reist. Was hat er getan?, fragt einer. Die Antwort: Nichts. Man sieht kurz danach den jungen Herrn, ein ernstes Engelsgesicht mit schwarzem Haar, und bangt. Wie soll man angesichts der zu erwartenden Chronik eines angekündigten Todes wegschalten? Wenn man Simmel liest, dann am liebsten ohne Unterbrechung. Der Roman „Und Jimmy ging zum Regenbogen“ verliert in der Filmfassung von 1971 nichts von seiner Spannung. Man sieht den Film auch gern, weil er schön melodramatisch ist und damalige Neuheiten (riesige Computer, Telefonkonferenzschaltung) technikgläubig vorgeführt werden und rührend antikiert wirken. *golo*
[Kinowelt, ca. 13 Euro]



Das verflixte 7. Jahr Die Szene hat Filmgeschichte geschrieben: Marilyn Monroe steht Kühlung suchend über dem Schacht und lässt sich vom Wind das weiße Kleid lüften. Wenn überhaupt, sind es ihr Witz, ihre Persönlichkeit und ihre Schönheit, die Billy Wilders „Verflixtes 7. Jahr“ auch heute noch sehenswert machen. Der Rest der Geschichte wirkt, man möge mir's verzeihen, nur noch angestaubt. Dabei wartet die Doppel-DVD-Neuerscheinung zum MM-Jubiläum mit ordentlich viel Zusatzleistungen auf (Dokumentation der Hintergrundgeschichte, zwei unveröffentlichte Szenen, Kinotrailer, Vergleich Original und restaurierte Version und mehr). Und doch: Die Geschwätzigkeit des braven, ob dieser Traumfrau in Bedrängnis geratenen Ehemanns (Tom Ewell) ist nicht mehr von dieser Zeit und nur noch was für echte Cineasten. *tak*
[Fox, ca. 15 Euro]



Miami Vice – Staffel 2 Schnelle Autos, edle Anzüge, gute Musik und coole Cops: Mit dieser Mixtur wurde „Miami Vice“ in den 80er Jahren zum Fernsehserienhit. Don Johnson und Philip Michael Thomas alias Crockett und Tubbs lehrten Drogenhändler und Waffenschmuggler das Fürchten. Rechtzeitig zum Kino-Remake ist die Serie auf DVD neu aufgelegt worden. Wer in die Yuppie-Ära abtauchen will, liegt bei „Miami Vice“ richtig. Don Johnson als Armani-Schönling mit weißem Jackett und Lederslippern ohne Socken prägte die Männermode, heute wirkt er wie eine Karikatur. Die Videoclip-Ästhetik mit harten Schnitten, schnellen Bildfolgen und neongreller Szenerie war stilschlagend für die TV-Kultur. Für heutige Betrachter, die MTV und Co. konsumieren, mutet das Ganze fast schon antiquiert an. Wie die Zeit vergeht! *rab*
[Universal, ca. 35 Euro]



Chatroom für Jugendtrauer

Katrin wünscht sich nichts sehnlicher: „Einmal noch mit Mama raufen und mit Papa laut im Auto singen.“ Doch der Wunsch wird sich nicht erfüllen; Katrins Eltern sind tot. Über ihre Trauer und ihre Tränen schreibt sie in einem Internetforum, das die von Diakonie und Caritas getragene Hospizgruppe in Freiburg eingerichtet hat. Jugendliche finden dort eine erste Anlaufstelle und gleichaltrige Ansprechpartner, die Ähnliches erlebt haben. Jeden Mittwochabend ist der Austausch auch per Chat möglich. Zwei Mitarbeiter der Hospizgruppe sind stets dabei.

Dort wurde vor zwei Jahren die nach Angaben der Initiatoren bundesweit einzige Austauschmöglichkeit für trauernde Jugendliche im Internet gegründet. Mittlerweile werden auf den Seiten jeden Monat mehr als 4000 Besucher registriert. Bisher gibt es kaum Angebote für junge Leute, die einen Angehörigen oder Freund verloren haben. Als „Versorgungslücke im psychosozialen Bereich“ bezeichnet dies Sandra Gehnke, Koordinatorin des Freiburger Projekts. Inzwischen baut aber auch der Deutsche Kinderhospizverein eine Online-Begleitung für Jugendliche auf, deren Geschwister todkrank sind. Dass Kinder und Jugendliche andere Formen der Trauer haben, sei lange nicht erkannt worden, sagt Gehnke. Jungs reagierten oft aggressiv. Manche trauerten zeitversetzt, manchmal Jahre später. Körperliche Symptome könnten Schlaf- oder Konzentrationsstörungen sein. Dies wirke sich auf den Alltag und die Schule aus. Lehrer, neben Eltern und Freunden die Ansprechpartner, reagieren oft hilflos. Die Pädagogen seien daher dankbar für Fortbildungen, wie Gehnke sie anbietet. *epd*

Weitere Informationen unter:
www.allesstanders.de
www.deutscher-hospizverein.de